

Uta Pohl-Patalong

Kirchliche Orte mit differenziertem Angebot

Ein 'dritter Weg' zwischen Ortsgemeinde und übergemeindlichen Diensten

Wenn gegenwärtig viel von einer 'Krise' der Kirche gesprochen wird, ist damit die Frage nach Veränderungen mit gestellt, denn "jede Krise zielt auf Wandlung, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne"¹. Auch in der kirchlichen Landschaft der Gegenwart verbreitet sich das Gefühl, dass Veränderungen anstehen, um in der Gegenwart und vor allem in der Zukunft 'effektiv arbeiten' bzw. 'den kirchlichen Auftrag erfüllen' – die Aufgabenbeschreibung wechselt je nach Ausrichtung – zu können.² Nicht die einzige, aber eine der zentralen Themen ist dabei die Frage nach den kirchlichen Strukturen. Zumeist vor dem Hintergrund finanzieller Engpässe gewinnt die Idee der 'Regionalisierung' an Bedeutung, werden Fusionen von Gemeinden vorgenommen, Stellen Hauptamtli-

cher abgebaut und das verstärkte Engagement Ehrenamtlicher gefordert. So sinnvoll diese Maßnahmen im Einzelfall sein mögen, sie lassen kein grundsätzliches Nachdenken über die kirchlichen Organisationsformen erkennen. Es wäre jedoch m.E. gerade eine Chance, die anstehenden Veränderungen bewusst konzeptionell zu gestalten, indem eine grundlegende Reflexion der kirchlichen Organisationsformen vorgenommen wird. Zu dieser Frage möchte ich einen Beitrag leisten, indem ich die Frage kirchlicher Strukturen auf 'das Gegenüber von Parochialität und Nichtparochialität als ein zentrales Merkmal kirchlicher Organisation fokussiere und aus diesem Gegenüber einen 'dritten Weg' für eine kirchliche Organisationsstruktur der Zukunft entwickle. Gedacht

1 J. Ziemer, Kirche im Veränderungsprozess – Ekklesiologische und kybernetische Perspektiven, in: W. Ratzmann / ders., Kirche unter Veränderungsdruck. Wahrnehmungen und Perspektiven, Leipzig 2000, 104-118, 104f.

2 Vgl. die vielfältigen landeskirchlichen Reformpapiere, z.B. Ev. Kirche von Westfalen, Kirche mit Zukunft. Zielorientierungen für die Evangelische Kirche von Westfalen, Bielefeld 2000 oder Ev. Kirche in

Hessen und Nassau (Hg), Person und Institution. Volkskirche auf dem Weg in die Zukunft, Frankfurt a.M. 1992. Noch deutlicher wird die Notwendigkeit zu einschneidenden Veränderungen in den östlichen Landeskirchen gesehen: "Nach Ausmaß und Folgen stehen die Kirchen wahrscheinlich an einer Epochenwende ihrer Arbeit" (H. Zeddies (Hg), Kirche mit Hoffnung, Hannover 1998, 8).

ist dieser nicht als Behauptung der einzig möglichen zukunftsfähigen Organisationsstruktur, sondern als Diskussionsbeitrag zu einer Debatte, in der um eine bestmögliche Organisationsform gerungen wird.

Voraussetzung für diese Überlegungen ist die Einsicht, dass vermutlich künftig mit deutlich weniger Mitteln als bisher ausstrahlungskräftige und effiziente Arbeit geleistet werden muss. Ohne diesen finanziellen Druck ist die Chance gering, das Beharrungsvermögen traditioneller Strukturen zu überwinden und auf Offenheit für neue Modelle zu stoßen.³ Gleichzeitig ist aus der Kirchenreform-Debatte der 1960er und 1970er Jahre zu lernen, dass Reformversuche an die etablierten Strukturen anknüpfen müssen, wenn sie eine realistische Chance haben wollen.

Zwei konkurrierende Organisationsprinzipien: Parochialität und Nichtparochialität

Durch die Kirchengeschichte ist ein Gegenüber von einem territorialen Organisationsprinzip und einem Bündel von anderen Prinzipien – personaler, funktionaler oder bekenntnisorientierter Art –, die zusammengefasst nur als 'nichtparochial' bezeichnet werden können, zu beobachten. Die Geschichte der kirchlichen Strukturen lässt sich lesen als Konfliktgeschichte zwischen territorialer und anderer Organisation. Dieser Konflikt hat häufig nur latent geschwelt, er wurde immer dann sichtbar und führte zu offener Konkurrenz, wenn durch eine bestimmte gesellschaftliche Konstellation die eine oder die andere Seite an Macht und Dominanz verloren hat.

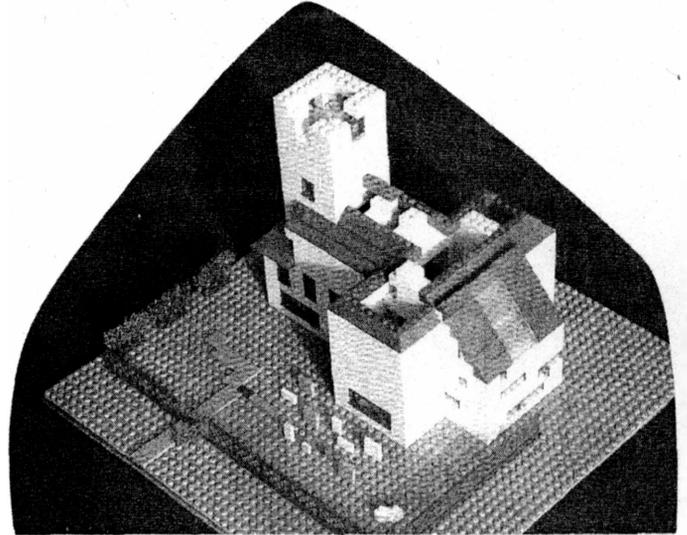
Einige Beispiele:

1. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden die parochiale Durchgliederung der Städte und vor allem der Pfarrzwang konterkariert durch die städtischen Orden, vor allem die Franziskaner und Dominikaner. Um sie bildeten sich 'Personalgemeinden'. Die Orden wirkten unabhängig von parochialen Strukturen und damit faktisch gegen sie, da diese auf eindeutiger Zuordnung und Alternativlosigkeit beruhten. Da die Orden zudem keine festgesetzten 'Stolgebühren' für die Amtshandlungen, sondern nur freiwillige Spenden nahmen, erfuhren die Bischöfe und der Gemeindegklerus mit dem Wirken der Orden eine ernsthafte Schwächung ihres Einflusses und ihrer Einkünfte. Verschiedene Eingaben in Rom waren die Folge, die die Päpste unterschiedlich entschieden, so dass das Machtverhältnis ständig schwankte.
2. Die Betonung von Subjektivität und persönlicher Entscheidung in der Zeit der Aufklärung stand den vorgegebenen und mit Pflichten und Zwängen verbundenen parochialen Strukturen kritisch gegenüber. Die Betonung der Subjektivität des Glaubens und seine Zuordnung zur privaten Sphäre legten es

nahe, sich einen den persönlichen Neigungen entsprechenden Prediger zu suchen, statt selbstverständlich in den parochialen Gottesdienst zu gehen. Mit diesen Entwicklungen trat das Parochialprinzip immer mehr in den Hintergrund, das Personalprinzip wurde gestärkt.

3. Im 19. Jahrhundert entstanden säkulare und kirchliche Vereine, die mit ihrer Arbeit auf die Herausforderungen der beginnenden Industriegesellschaft reagierten. Vor allem in der Anfangszeit standen sie häufig in Konkurrenz zu den Parochien, die sie als schwerfällig und mit sich selbst beschäftigt empfanden. Von parochialer Seite wurden diese wiederum kritisch gesehen. Viele der übergemeindlichen Dienste heute lassen sich auf diese Vereine zurückführen.

Dieser Konflikt zwischen parochialer und nichtparochialer Organisation ist auch in der Gegenwart deutlich. Faktisch ist die Kirche seit einigen Jahrzehnten zweigleisig mit einem dominanten parochialen Prinzip neben einem – in den 1970ern und 1980ern stark ausgebauten – nicht-



parochialen Prinzip organisiert. In Zeiten finanzieller Sorglosigkeit konnten die beiden Prinzipien weitgehend nebeneinander bestehen, auch wenn dies auch dann nicht konfliktfrei war. Unter stärkerem Finanzdruck hingegen zeigen sich die Spannungen deutlicher, und die Problematik dieses Modells tritt stärker hervor. Denn wenn gespart werden muss, sind potenziell alle Institutionen bedroht – dies ist Anlass genug, dass sich die Vielfalt möglicher und faktischer Organisation polarisiert und das alte Gegenüber von Parochie und Nichtparochie sofort wieder auf der Tagesordnung erscheint.

Dieser Konflikt zeigt sich in der praktisch-theologischen und kirchlichen Diskussion. Auf der einen Seite kann die gegenwärtige Krisensituation beschrieben werden als "eine Krise der mehr und mehr inadäquat werdenden kirchlichen Organisationsformen..., ihrer dominierenden Sozialgestalt: der Ortskirchengemeinde"⁴. Auf der ande-

³ Jürgen Ziemer reflektiert in diesem Zusammenhang die Gründe, die grundlegenden Veränderungen häufig entgegenstehen: ein negativer Glaube an die Unabänderlichkeit der Dinge, die Erfahrung, dass Veränderungen schmerzhaft und unbequem sind und unsere "Cha-

os- und Verlustängste" aktivieren. (Ziemer, Kirche unter Veränderungsdruck, 117, i.O.k.)

⁴ H.Chr. Stoodt, Formen kirchlicher Arbeit an der Schwelle von der Industrie zur Risikogesellschaft, PTh 80 (1991), 116-132, 116.

ren Seite wird "die kirchliche Spardiskussion... von Nordelbien bis Bayern von einem Trend zur gemeindlichen 'Grundversorgung' beherrscht; alles andere erscheint dann als 'funktionaler Dienst' – wer will damit schon näher in Berührung kommen? Und unausgesprochen wird das Gerücht in Umlauf gebracht, ein Überbau von Diensten und Werken verfrühstücke, was in den Gemeinden mühsam an Ressourcen erwirtschaftet werde; in Krisenzeiten müsse man also auf die 'eigentlichen' Aufgaben zurückgehen."⁵

Verlängert man diese Konstruktion bei deutlich geringeren Mitteln, wäre ein dauerhafter Konflikt zu erwarten, der unbearbeitet erhebliche negative Folgen hätte. Beide Prinzipien haben jedoch gute Argumente für ihre Existenz auf ihrer Seite, so dass eine weitgehende Streichung der einen oder der anderen Organisationsform einen erheblichen Verlust für die Kirche und ihre Mitglieder bedeuten würde. Das 'Rasenmäherprinzip' einer gleichmäßigen Reduktion hingegen hätte zur Folge, dass alle kirchlichen Einrichtungen mit immer weniger Geld und Personal auskommen müssten und diese Bewegung des 'immer weniger' auf Dauer eine Lähmung von Kreativität und Energie hervorruft, die der Arbeit und ihrer Ausstrahlungsfähigkeit nicht gut tut.

Eine Neustrukturierung kirchlicher Arbeit bietet hingegen die Chance, die Argumente beider Seiten aufzunehmen, das Vorhandene kritisch zu sichten und sinnvolle Reduktionen vorzunehmen, statt unter Einsparungsdruck lediglich pragmatische Entscheidungen zu treffen. Für die Frage nach der Zukunftsfähigkeit von Kirche halte ich es für einen zentralen Punkt, dass alle Arbeitsgebiete ausreichende finanzielle und personelle Mittel haben, um ihre Arbeit für sich und andere zufriedenstellend leisten zu können. Langfristig dürfte sich ein gesamt-kirchliches Klima, das von Reduktion und Resignation geprägt ist, wesentlich gravierender auswirken als eine Neustrukturierung, mit der manches Gewohnte aufgegeben werden muss.

Verlässt man auf der Grundlage dieser Überlegung die Perspektive des Gegenübers von parochialen und nicht-parochialen Strukturen und die damit gesetzte Binarität, wird der Blick frei für alternative Organisationsformen.

Ein alternatives Strukturmodell: die Orientierung an kirchlichen 'Orten'

Das Gegenüber von Parochie und Nichtparochie zu verlassen, bedeutet als ersten Schritt, in den weiteren Überlegungen von kirchlichen *Orten* auszugehen, statt von 'Gemeinden' auf der einen und 'Diensten' auf der anderen

Seite zu sprechen.⁶ Mit kirchlichen Orten ist jede Lokalität gemeint, wo kirchliche Arbeit in irgendeiner Form stattfindet: bisherige Parochien, die in der Regel baulich durch eine Kirche und ein Gemeindehaus repräsentiert werden, Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude kirchlicher Arbeit. Für die Überlegungen zur künftigen Strukturierung kirchlicher Arbeit werden diese Orte nicht nach dem zweigliedrigen Schema parochial und nichtparochial unterschieden, sondern als Ressourcen wahrgenommen, auf die Kirche auch in Zukunft zurückgreifen kann. Ebenso stellt die bisher dort geleistete Arbeit eine wichtige Ressource dar, die reformerische Überlegungen für die Zukunft wertschätzen und an die sie anknüpfen sollten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Existenz jedes kirchlichen Ortes und des dort vertretenen Arbeitsgebietes sakrosankt ist. Die grundsätzlichen strukturellen Überlegungen bieten gerade die Chance, Bisheriges zu überdenken und sinnvoll zu reduzieren. Jede Schließung eines Ortes, wo bisher kirchliche Arbeit stattgefunden hat, ist selbstverständlich schmerzhaft und kirchenintern wie in der Öffentlichkeit problematisch. Sie ist nur zu rechtfertigen vor dem Hintergrund der schlechteren Alternative eines schleichenden 'immer weniger' und seiner Konsequenzen.

Entflechtung von Kirche und Gemeindehaus

Die bisherige Ortsgemeinde kommt im Wesentlichen durch die Verflechtung zweier Grundentscheidungen zustande: das territoriale Prinzip und der Anspruch auf ein 'Gemeindeleben'. Baulich wird Letzteres repräsentiert durch das Gemeindehaus, das seit ca. einem Jahrhundert inhaltlich wie räumlich mit der Kirche verbunden wurde.

Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das 'Gemeindeleben' nach dem Vorbild der freien Vereine gestaltet und damit das vor allem von Emil Sulze entfaltete und propagierte 'Gemeindepflegekonzept' umgesetzt. Dieses bestand zunächst weithin getrennt von den pastoralen Aufgaben und wurde im Wesentlichen von Ehrenamtlichen sowie von Diakonen und Gemeindepädagoginnen, deren Berufsstände im Lauf dieser Entwicklung entstanden, durchgeführt. Nach und nach ging es aber in die Verantwortlichkeit der Pastoren über. Die Arbeitsbereiche 'Kirche' und 'Gemeindehaus' verflochten sich miteinander in der Verantwortlichkeit des Pfarramtes. Damit verbanden sich auch volkkirchliches Prinzip einschließlich der territorialen Durchgliederung und der Anspruch auf persönliches Engagement und Bekenntnis. Diese Entwicklung prägt bis heute Struktur und Charakter kirchlicher Arbeit.⁷

Diese Entwicklung ist vor dem Hintergrund der damaligen

5 S. Borck, Herausforderungen der Kirche in der Großstadt. 7 Gesprächspunkte, Lernort Gemeinde 14 (1/1995), 15-24, 16f.

6 Denkbar wäre auch eine Ausweitung des Gemeindebegriffs auf die vielfältigen kirchlichen Arbeitsgebiete. Dies hätte den Vorteil, die theologische Dimension von Gemeinde in der Vielfalt ihrer Bedeutungsmöglichkeiten aufzunehmen. Ich sehe jedoch die Gefahr, dass damit die bisher meist exklusiv als 'Gemeinde' bezeichnete Parochie

und ihre Strukturprinzipien durch die begriffliche Assoziation unter der Hand zu einer neuen Dominanz gelangen und spreche deshalb lieber neutraler von 'kirchlichen Orten'.

7 R. Roosen, Die Kirchengemeinde - Sozialsystem im Wandel. Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindearbeit, Berlin/New York 1997, 528f., i.O. z.T. kursiv.

gen Situation verständlich und für diese sinnvoll. Die Industrialisierung und mit ihr die Menschenmassen, die in die Großstädte strömten, stellten die Kirche vor völlig neue Herausforderungen, auf die das Konzept der Gemeindepflege reagierte. Die Gemeinde sollte einen Ersatz für die verlorenen sozialen Bindungen darstellen, moralischen Halt ermöglichen, zu gegenseitiger Verantwortung erziehen und Hilfe in Notlagen bieten. Eine moralische und sittliche Besserung des Volkes und die entsprechende Kontrolle war dabei immer mitgedacht.

Die Verlängerung bis in die Gegenwart hinein wirft jedoch nicht unerhebliche Probleme auf. In den letzten Jahrzehnten ist in der Regel nach dem additiven Prinzip verfahren worden, so dass sich immer mehr Aufgabenbereiche an das parochiale Aufgabenfeld und insbesondere an das Pfarramt anlagerten. Hier hat sich die Differenzierung der Lebenswelten faktisch in den Parochien ausgewirkt, auch wenn die parochiale Argumentation ihr zumindest teilweise skeptisch gegenübersteht. Die Fülle von Aufgabenfeldern sorgt jedoch mittlerweile für eine dauerhafte Überlastung und die Gefahr, quantitativ vieles, aber wenig qualitativ hochwertig zu machen. Bisher tendieren Ortsgemeinden – trotz Regionalisierungsbemühungen – dazu, ein möglichst großes Spektrum kirchlicher Angebote bereitzuhalten. Für einzelne Aufgaben stehen daher nur wenig Mittel zur Verfügung, und sie müssen oft von der gleichen Person, nämlich der Pastorin oder dem Pastor, durchgeführt werden. Diese können nicht für alles qualifiziert sein und sind entsprechend oft zeitlich wie inhaltlich überfordert. Kommt dann noch die Reduktion von Geldern und Hauptamtlichen hinzu, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen, ohne sie wirklich kompetent erfüllen zu können.

Dieser unbefriedigenden Situation kann mit einer Entflechtung der Bereiche 'Kirche' und 'Gemeindehaus' begegnet werden. Sie werden in diesem Modell als zwei unterschiedliche kirchliche Arbeitsbereiche gedacht, die am gleichen Ort stattfinden, jedoch organisatorisch und personell getrennt.

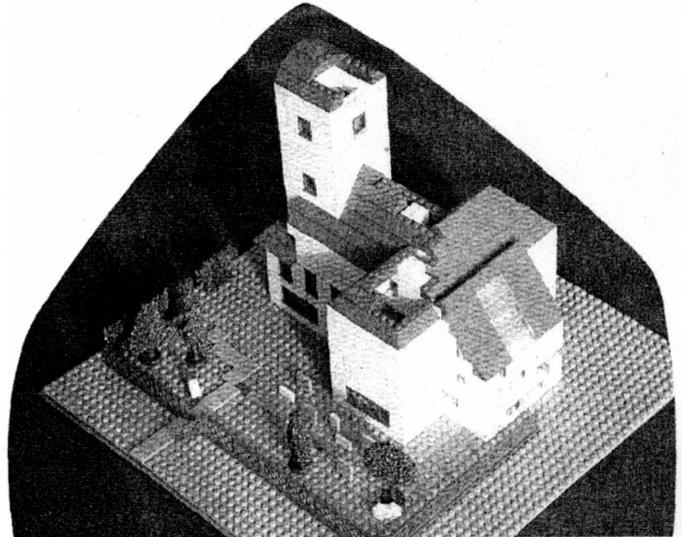
Konkret heißt das, dass an jedem kirchlichen Ort ein von Geselligkeit und Gemeinschaft geprägtes kirchliches Leben stattfinden kann. Bisherige Arbeitsgebiete der Ortsgemeinde, bei denen Gemeinschaft und Geselligkeit im Vordergrund stehen wie beispielsweise Seniorinnenkreise oder Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste oder Basare haben da ihren Ort. Diese richten sich in der Regel vorrangig an Bevölkerungsgruppen, die wenig mobil sind und für die entsprechend die Nähe zum Wohnort besonders wichtig ist. Häufig wird dann auch der dem Wohnort nächstgelegene kirchliche Ort die Anlaufstelle für diese Formen sein. Das von den Befürwortern der parochialen Organisation häufig betonte Argument, Kirche müsse wohnortnah erlebbar sein, um Heimat zu vermitteln und Heimat zu gestalten, wird damit aufgenommen. Zu diesem Bereich gehört dann auch die auf persönlichem Kontakt basierende diakonische Hilfe. Die Chancen der auf dem territorialen Prinzip fußenden wohnortnahen kirch-

lichen Arbeit bleiben damit ebenso erhalten wie die Tradition der territorialen Bezogenheit von Kirche.

Welche Formen geselligen und gemeinschaftlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort dann im Einzelnen entwickelt, welche Kreise und Gruppen sich also bilden, hängt zunächst von dem Bedarf an dem jeweiligen Ort ab. Wenn im Umkreis junge Familien wohnen, wird ein Schwerpunkt darauf liegen. Entsprechendes gilt in einer stärker von älteren Menschen bewohnten Umgebung. Die betreuenden Aufgaben sollten jedoch nicht der Dynamik von Angebot und Nachfrage überlassen bleiben, für diese sind zumindest Motivation, aber auch organisatorische Hilfestellungen möglich. Dies führt zur Frage nach den Verantwortlichkeiten für den vereinskirchlichen Bereich.

Ehrenamtliche gestalten und leiten

Grundsätzlich stelle ich mir diesen Bereich als von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet vor. Dies entspricht



den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, bevor die Pastoren diesen nach und nach übernahmen. Aber es sprechen auch sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch nimmt dies das Priestertum aller Gläubigen ernst, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut und sie nicht in unmündiger Abhängigkeit von den Geistlichen hält. Soziologisch knüpft an die Entwicklung an, dass für immer mehr Menschen soziales Engagement selbstbestimmt sein soll. Dabei würden sich unterschiedlichste Gruppen und Projekte für unterschiedlichste Bedürfnislagen ergeben. Die Ehrenamtlichen müssten jedoch die Möglichkeit zu einer Qualifizierung erhalten, die sie zu dieser Arbeit befähigt, möglicherweise aber auch Kompetenzen für ihren privaten und beruflichen Bereich vermittelt, die die Motivation zum kirchlichen Engagement erhöhen.

Dies hätte vermutlich eine Veränderung bei den engagierten Personen zur Folge. Unter denen, die bislang zur 'Kerngemeinde' zu rechnen sind, dürfte es engagierte Ehrenamtliche geben, die dieses Engagement – möglicher-

weise in veränderter Form – in den neuen Strukturen weiterführen. Die Strukturveränderungen bieten aber auch Möglichkeiten für Menschen, denen die bisherigen Strukturen weniger zusagten und jetzt beispielsweise von den Chancen stärkerer Selbstbestimmung und besserer Qualifizierungsmöglichkeiten angesprochen werden.

Dieses Modell setzt um, was hinsichtlich ehrenamtlicher Arbeit in den letzten Jahren immer wieder gefordert wurde, nämlich Ehrenamtliche nicht als Lückenbüßer bei schwindenden hauptamtlichen Kräften zu verstehen, sondern ihnen eine eigenständige Rolle zuzubilligen.

Die Selbstorganisation bedeutet jedoch zumindest für bestimmte Gruppen eine erhebliche Umstellung und kann zur Überforderung werden. In jedem Fall für eine Übergangszeit, möglicherweise aber auch auf Dauer, sollte daher professionelle Hilfestellung für die Selbstorganisation angeboten werden. Dafür bieten sich vor allem Berufsgruppen wie Gemeindepädagoginnen und Diakone an. Damit diese aber in der Tat Hilfe zur Selbstorganisation leisten und damit dies auf Dauer auch finanziell leistbar ist, sollten sie jeweils für mehrere kirchliche Orte zuständig sein. Sie sollten bei Bedarf angefragt werden können, aber auch von sich aus Anstöße geben. Zu ihren Aufgaben gehört es auch, notwendige Betreuungsaufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben und gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren. Ebenso gehört die Vermittlung der erforderlichen Kompetenzen beispielsweise für eine Betreuung oder auch für die Leitung einer Gruppe zu ihren Aufgaben, wobei sie dies sowohl selbst durchführen wie Fortbildung vermitteln können.

Differenzierte Angebotsstruktur

Neben diesem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten kirchlichen Leben plädiere ich für eine differenzierte und spezialisierte kirchliche Arbeit. An jedem Ort werden bestimmte kirchliche Arbeitsbereiche etabliert. In dieser Hinsicht – mit der spezialisierten Arbeit – wird dann nicht mehr an jedem Ort das Gleiche angeboten. Das flächendeckende Prinzip, das die bisherige Organisationsstruktur dem Anspruch nach prägt, wird bewusst verlassen. In Teilbereichen ist es auch faktisch längst unterhöhlt, vor allem in den neuen Bundesländern kann von Flächendeckung schon längst nicht mehr die Rede sein.

Unter solchen Arbeitsbereichen sind zunächst bisherige Arbeitsgebiete parochialer und nichtparochialer Art zu verstehen. Zum einen ist dies die sogenannte Zielgruppenarbeit (Kinder- und Jugendarbeit, junge Erwachsene, Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit, Seniorinnen- und Seniorenarbeit). Zum anderen ist damit die 'funktionale' Dimension gemeint wie diakonisches Handeln, Bildungsarbeit, biografiebezogene Arbeit, die Suche nach neuen spirituellen Formen, ökumenische Arbeit, kirchenmusikalische Arbeit oder gesellschaftspolitische Wirksamkeit. Die kirchliche Arbeit in Institutionen

wie Krankenhaus, Gefängnis oder Schule entspricht diesem Prinzip bereits faktisch. Auch bisherige Schwerpunktsetzungen von Gemeinden entsprechen diesem Anliegen, werden in diesem Modell jedoch ausgebaut.

Diese Differenzierung ermöglicht eine kompetente und konzentrierte Arbeit. Die Gefahr ist jedoch, dass sich die unterschiedlichen angesprochenen Gruppen und Arbeitsgebiete gegeneinander abgrenzen und nichts mehr miteinander zu tun haben. Um die Kommunikation untereinander zu gewährleisten, schlage ich vor, dass sich an den kirchlichen Orten in der Regel mehr als ein Schwerpunkt etabliert. Eine Grundaufgabe besteht dann in der Förderung der Kommunikation zwischen den verschiedenen Zielgruppen, beispielsweise zwischen Jugendlichen und Seniorinnen oder zwischen jungen Erwachsenen und Obdachlosen.

Sinnvollerweise sollten dabei bisherige Schwerpunkte aufgenommen und weitergeführt werden. Zum Teil ergeben sich diese bereits aus dem jeweiligen kirchlichen Ort wie z.B. innerhalb von Institutionen wie Krankenhaus, Schule oder Gefängnis oder legen sich – z.B. bei einem Tagungshaus – durch das jeweilige Gebäude nahe. Häufig haben sich aber auch Schwerpunkte der Arbeit organisch aus dem Standort entwickelt, beispielsweise soziale Arbeit in bestimmten Stadtteilen oder Arbeit mit jungen Familien in Neubausiedlungen. An anderen kirchlichen Orten haben sich Menschen zusammengefunden, die sich einem Gebiet verstärkt widmen wie beispielsweise gesellschaftspolitische Arbeit. Manchmal ergeben sich auch bestimmte Schwerpunkte aus den örtlichen Ressourcen, beispielsweise Kirchenmusik. Solche gewachsenen Arbeitsschwerpunkte können die Grundlage für eine differenzierte und spezialisierte Organisationsstruktur bilden. Wenn ein solches Modell eine Chance haben soll, muss an Gewachsenes angeknüpft und dieses aufgenommen und verstärkt werden, statt gegen Vorhandenes zu arbeiten und völlig neu zu konzipieren.

Diese Arbeitsgebiete werden – ähnlich wie bisher – mit einer Mischung aus haupt- und ehrenamtlicher Arbeit gestaltet, wobei im Einzelnen das Verhältnis zwischen diesen beiden Größen sehr unterschiedlich ausfallen dürfte. Viele von den genannten Arbeitsgebieten lassen sich zu den pastoralen Aufgaben rechnen, andere entsprechen eher dem Arbeitsfeld von anderen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Diese arbeiten zusammen mit Ehrenamtlichen, die sich in diesem bestimmten Arbeitsbereich engagieren möchten. Die organisatorische Trennung von vereinskirchlichem Leben und den jeweiligen Arbeitsschwerpunkten ermöglicht es auch in neuer Weise, die Professionalität von Hauptamtlichen zu schätzen, ohne zu einer 'Pastorenkirche' zu werden. Viele Arbeitsgebiete sind aber ohne Beteiligung Ehrenamtlicher weder denkbar noch sinnvoll. Diese können sich dann nach eigener Wahl für ein bestimmtes Engagement an einem bestimmten Ort entscheiden. Dabei ist darauf zu achten, dass sie nicht vereinnahmt und gegen ihren Willen gebunden werden. Auch zeitlich befristetes Engagement muss möglich und willkommen sein. •

Diese Orientierung an einer Verbindung aus hauptamtlicher und ehrenamtlicher Arbeit hat auch Konsequenzen für den Findungsprozess, welche Arbeitsbereiche künftig an welchem Ort stattfinden sollen. Die Beteiligung Ehrenamtlicher an diesem Prozess ist sicherzustellen. Die an einem kirchlichen Ort bereits Engagierten sollten an der Entscheidung für die zukünftigen Schwerpunkte an diesem Ort beteiligt werden, in ähnlicher Weise, wie dies im Moment in Ortsgemeinden im Rahmen von Profilentwicklungsprozessen geschieht. Gleichzeitig braucht es aber auch eine koordinierende Größe, die sicherstellt, dass in einem bestimmten Raum alle wesentlichen kirchlichen Aufgabengebiete geleistet werden und ihre Erreichbarkeit gewährleistet ist. Als eine solche Größe bieten sich die Kirchenkreise oder Dekanate an, eventuell auch die Sprengel oder in kleineren Landeskirchen sogar die landeskirchliche Ebene.

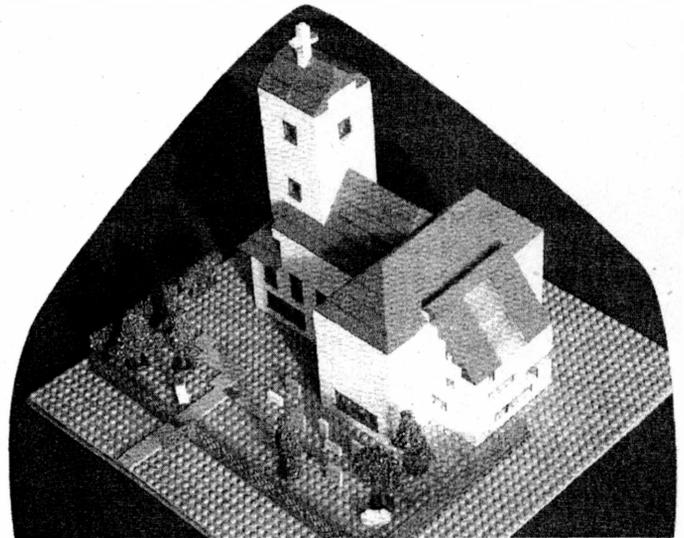
An jedem dieser kirchlichen Orte findet ein gottesdienstliches Leben statt. Das Fehlen dieser Dimension wurde intern und extern bei vielen nichtparochialen Bereichen bisher als Defizit empfunden und als wesentlicher Unterschied zwischen Ortsgemeinden und übergemeindlichen Diensten gesehen, so dass dieser Punkt für eine Auflösung des Gegenübers wesentlich sein dürfte. Die Form der gottesdienstlichen Angebote kann dabei allerdings je nach den jeweiligen Arbeitsgebieten des kirchlichen Ortes variieren. Hat der Standort den Schwerpunkt Jugendarbeit, bieten sich also Jugendgottesdienste an, dem Schwerpunkt Spiritualität und Meditation entsprechen meditative Gottesdienste, dem Schwerpunkt Kirchenmusik musikalisch orientierte etc. Auch die Zeiten sind jeweils einzeln zu bedenken.

Amtshandlungen sind dabei zunächst an jedem kirchlichen Standort möglich. Für die Menschen, denen die Nähe zu ihrem Wohnort wichtig ist, sollte der ihrem Wohnort nächstgelegene kirchliche Ort eine mögliche Anlaufstelle sein, wo sie mit ihrem Anliegen nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Bestattung willkommen geheißen werden. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, gibt es Kirchen mit dem Arbeitsbereich 'Kasualien' – vorzugsweise mit entsprechenden kirchlichen Gebäuden. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie beispielsweise Seminare für angehende Taufpatinnen und Taufpaten oder Hochzeitspaare oder auch Trauernde. Andere Menschen in ähnlichen Lebenslagen können dort getroffen werden. Daraus kann sich wiederum ein vereinsmäßig organisiertes Leben entwickelt, in dem Kasualien z.B. in Eltern-Kind-Gruppen oder Gesprächskreisen junger Erwachsener ihre Fortsetzung finden.

Öffentlichkeitsarbeit als grundlegend für die Kirche

Eine zentrale Stellung in einer solchen kirchlichen Struktur nimmt die Öffentlichkeitsarbeit ein. Wenn der

Anspruch aufgegeben wird, dass in jeder Gemeinde mehr oder weniger das Gleiche angeboten wird, ist eine gute Informationsstruktur nötig – die gesellschaftlich dazu enorme Chancen bietet. Sinnvoll ist eine zentrale Informationsstelle für eine Stadt oder einen Landkreis, die von frühmorgens bis spätabends besetzt ist und telefonisch kompetent Informationen geben kann und berät. Wenn jemand eine bestimmte Gruppe oder einen bestimmten Arbeitsbereich sucht, kann diese Informationsstelle ebenso umfassend beraten als wenn man auf der Suche nach einer bestimmten gottesdienstlichen Richtung ist oder wissen möchte, wann die Gottesdienste in der näheren Umgebung stattfinden. Die Informationen sollten selbstverständlich auch über Internet zugänglich sein. Darüber hinaus sollten Informationen über Gottesdienste und wichtige Veranstaltungen in den Medien übersichtlich zu finden sein. An allen kirchlichen Orten sollten darüber hinaus Informationen über die anderen kirchlichen Orte der Stadt oder des Landkreises erhältlich sein.



Einwände und Probleme

Abschied von Gewohntem

Die bisherigen aktiven Mitglieder der Ortsgemeinde werden Gewohntes aufgeben müssen, was nicht ohne Schmerzen und Schwierigkeiten vor sich gehen wird. Trotz der breiten Beteiligung am Findungsprozess der künftigen Arbeitsbereiche wird es Menschen geben, die bisher aktiv in einer Gemeinde mitgearbeitet haben und sich jetzt mit Arbeitsbereichen an diesem kirchlichen Ort konfrontiert sehen, die ihrer Wahl nicht entsprechen. Dagegen ist zunächst erneut auf die faktische Notwendigkeit von Umstrukturierungen und Reduzierung von bestimmten Arbeitsgebieten hinzuweisen. Um individuelle Härten zu mildern, sollte gerade in der Übergangszeit besondere Sorgfalt mit den entsprechenden Strukturen darauf verwandt werden, Menschen hinsichtlich einer Beteiligung am kirchlichen Leben zu beraten und sie bei ihrer Suche nach einem geeigneten Ort für sie zu begleiten. Die Möglichkeit eines lebendigen Vereinslebens neben diesem Schwerpunkt und die Chance zum freiwill-

ligen und selbstverantworteten, aber auch unterstützten Engagement ist besonders zu betonen.

Längere Wege

Bevölkerungsgruppen mit geringeren Mobilitätsmöglichkeiten müssen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen, wenn sie den kirchlichen Schwerpunkt für ihre Interessen erreichen wollen. Dies gilt beispielsweise für ältere Menschen oder für Eltern mit kleinen Kindern.

Zunächst einmal ist zu bedenken, dass die Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppen zu einem großen Teil zu den vereinsmäßig organisierten gehört, die nach wie vor an jedem kirchlichen Standort stattfinden, an dem Interesse dafür besteht. Für gezielte Angebote wie z.B. Seniorenbildung oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen. Um diese Tendenz nicht zu erschweren, könnten Fahrdienste eingerichtet werden.

Zudem dürfte sich gerade in der älteren Generation in den nächsten Jahrzehnten eine Veränderung vollziehen. Die sogenannte 'Neue Generation', die jetzt zwischen 50 und 65 ist, ist länger aktiv und legt in wesentlich größerem Maße Wert auf Selbstbestimmung und Mobilität als die jetzt 80jährigen. Es ist nicht zu erwarten, dass diese Tendenz durch das Älterwerden völlig ausgelöscht wird.

Das Modell auf dem Lande

Auf dem Lande ist dieser Vorschlag schwieriger durchzuführen als in der Stadt.

Auf dem Lande sind zunächst einmal die Entfernungen größer und damit die Strecken zu einem kirchlichen Standort mit einem bestimmten Schwerpunkt ebenfalls. Menschen auf dem Lande sind aber andererseits ohnehin an eine hohe Mobilität zur Deckung ihrer Bedürfnisse gewöhnt. Sie müssen in der Regel zum Einkaufen in einen anderen Ort fahren – und zur Kirche oft auch. Zudem sind die städtischen Zentren häufig nur Vorreiter einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, die dann auch das Land erfasst.

Darüber hinaus ist es möglich, den Grad der Ausdifferenzierung auf dem Lande geringer zu halten als in der Großstadt. Möglicherweise können auf dem Lande auch eher mehrere Schwerpunkte an einem Standort versammelt werden. Zudem spielt auch hier das vereinsmäßige Leben eine große Rolle, das bei der 'Kirche im Dorf' angesiedelt ist.

Dr. Uta Pohl-Patalong
Evangelisches Zentrum Rissen
Iserbarg 1
22559 Hamburg
lernort@blankenese.de